

Ritueller Lebensvollzug **–Aus dem Brief an meine Töchter**

Gernot BÖHME

Leben-Können heißt für mich: nicht getrieben sein, nicht verfallen sein all den kurzsichtigen Zielen und dem, was die Leute sagen, sondern souverän, d. h. entschieden sein und doch treffbar. Dieser Beitrag handelt aber vom Leben-Können in einem engeren Sinne, nämlich von der Fähigkeit zu Unmittelbarkeit und Genuß. Daß diese Dimension in Freuds Dreigliederung des humanisierten Menschen nicht vorkommt - Lieben-Können, Arbeiten-Können, Frustrationen-hinnehmen-Können -, mag daran liegen, daß er das Genießen und dem Genuß nachzujagen, das Aufgehen im unmittelbaren Leben für selbstverständlich hielt, wie zur Naturausstattung des Menschen gehörig. Wir erfahren uns heute keineswegs so. Vielmehr ist alles, was angestrebt wird und als Erreichtes auch Freude bereitet, gesellschaftlich vermittelt. Die Begierden des Menschen in der technischen Zivilisation haben kaum etwas mit seinem Leib und seiner sinnlichen Präsenz zu tun. Insbesondere, wenn sie stark sind. Sie beziehen sich auf Erfolg und finanziell erreichbaren Konsum. Selbst wenn das finanziell Erreichbare sinnliche Genüsse sind, so ist es schwierig, sie als solche auch zu erfahren. In den Geschmack einer Speise mischt sich der Preis ein, und das ferne Urlaubsziel wird nicht als solches, sondern als Faktum des Erreichens erfahren. Hinzu kommt die technische Vermittlung unserer Erfahrung. Viele Menschen entdecken überhaupt erst, wie schön eine Landschaft war, wenn sie sie zu Hause auf Foto oder Video anschauen. Wenn sie da sind, zerreißt das Fotografieren die Unmittelbarkeit ihrer Anwesenheit und das Atmosphärische der Landschaft. Wenn sie zu Hause sind, ist es für die Unmittelbarkeit der Erfahrung zu spät.

Dieses Beispiel zeigt, daß so etwas wie Unmittelbarkeit sich unter unseren Lebensbedingungen den Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt nicht mehr von selbst versteht, d. h. unmittelbar nicht mehr zu haben ist. Dasselbe gilt für den Genuß: Dieser schrumpft zum Faktischen zusammen oder zum Bewußtsein, daß das Genossene ein Genuß ist oder hätte sein sollen. Man steht vor einem Gemälde und empfindet nichts, man nimmt an einem festlichen Essen teil und schmeckt nichts, man ist bei strahlendem Wetter an einem herrlichen Strand und doch nur beschäftigt mit Organisation, Kostenvergleichen und den Leuten, die auch noch da sind. Der allgemeinste Grund dafür, daß man, d. h. wir unter den gegebenen Lebensbedingungen, nichts von unserem alltäglichen Leben haben, scheint mir darin zu bestehen, daß wir beständig über das Gegenwärtige hinweg leben, in der Perspektive von Terminen,

Handlungszielen und Zweck-Mittel-Relationen. Wir leben, was immer wir tun, um willen von etwas anderem. Alles gerät uns zum Herstellen, wir arbeiten um der Ausbildung oder der Subsistenzerhaltung willen, wir schlafen, um wieder fit zu sein, wir gehen selbst noch spazieren der Gesundheit zuliebe. Auf diese Weise sind wir niemals ganz da, sondern überspringen den Augenblick und sind außer uns. Demgegenüber meine Mahnung: Da zu sein wäre die Aufgabe.

Die Griechen unterschieden zwei Weisen des Handelns, die Poiesis und die Praxis, Poiesis und Praxis verhalten sich wie das Bauen zum Wohnen. Die Poiesis geschieht immer um willen von etwas anderem, nämlich zum Zwecke der Herstellung eines Werkes. Das Bauen hat sein Ziel im Haus. Die Praxis dagegen, das Wohnen, hat kein Ziel außer sich, es hat sein Ziel, wie Aristoteles sagt, in sich selbst, d. h., es kommt dabei nur darauf an, daß es selbst gut sei. Das Ziel des Wohnens ist gutes Wohnen. Diese Handlungsform gilt es wiederzugewinnen, man muß sie als besondere erkennen und sich bewußt in sie einüben. Solche Übungen wirken unter den total zweckrational durchorganisierten Lebenszusammenhängen heute absurd. Aber genau um das geht es: das Spiel mit dem Absurden und jene Sinnfreiheit, jenes Ohngefähr, von dem Nietzsche als dem ältesten Adel der Welt spricht, zurückzugewinnen. Ich erinnere an jene Übungen, die wir als Studenten ausdachten oder praktizierten: mit der Hamburger U-Bahn um den Ring fahren, nämlich um das zielgerichtete Fahren loszuwerden und das bloße Unterwegssein zurückzugewinnen; sich in einer Kinoschlange anstellen und, kurz bevor man dran ist, weggehen, um nämlich die Vernichtung von Zeit auf ein Ziel hin zu überwinden und das Verweilen zu lernen; das überlange Anstarren von etwas, bis sich der Blick in der Müdigkeit löst, um den Zugriff auf die Dinge loszuwerden und zu erfahren, *was sich von selbst zeigt*. Solche absurden Übungen dienen dem Versuch, da zu sein. Sie scheinen in erster Linie ästhetische Erfahrungen zu ermöglichen. In der Tat dient das bewußte Abschneiden von Vorgriffen und Zweckorientierung der Entfaltung sinnlicher Erfahrung, vor allem aber einer Haltung, in der man überhaupt von irgend etwas betroffen werden kann. Über das Ästhetische hinaus haben sie aber einen ethischen Sinn. Vor allem sinnetwegen gilt Da-sein-Können als Moment von Souveränität. Es ist die Einübung in den Sinnverzicht bzw. die Einübung in das Bewußtsein, daß das menschliche Dasein letzten Endes keinen Sinn hat und auch keinen Sinn braucht, weshalb Da-sein-Können ein Moment von Souveränität ist im Sinne von *über den Dingen stehen*. Ferner geht es auch hier darum, die Enge des Autonomiedenkens und der illusionären inneren Selbstherrlichkeit zu überschreiten.

In den Übungen des Sich-Lassens - sich etwas geschehen lassen, sich betreffen lassen - wird auch noch die Unmittelbarkeit in den Bereich des Könnens einbezogen, nicht aber als ein Machen-Können, vielmehr als ein Vermögen, das das Andere des

Selbst im Geschehen des eigenen Lebens zuläßt. Auf diese Weise wird nicht nur die Fähigkeit zum Genuß wiedergewonnen, sondern auch noch erweitert, weil so manchmal auch noch das negative Widerfahrnis als Daseinssteigerung begegnen kann. Versuche, da zu sein, sind also eine höhere psychische Ökonomie, in der es um mehr geht als um Unmittelbarkeit und Genuß.

Ich will aber nicht nur von absurden Übungen reden, sondern auch von Möglichkeiten, in der alltäglichen Lebensführung das Dasein zurückzugewinnen. Dafür bedarf es nun allerdings gewisser kultureller Formen, die der Vernichtung der alltäglichen Lebensvollzüge durch zweck-rationale Organisation entgegenstehen. Ich nenne Ritus und Spiel als Formen, die Lebensvollzug als Praxis ermöglichen. Sie halten gewissermaßen die Zeit auf, ermöglichen ein Verweilen. Es kommt nichts dabei heraus und die Handlung bleibt bei sich.

Hier seid Ihr als Frauen nun in besonderer Weise betroffen, und zwar weil in der Tradition der Bereich der Praxis, d. h. die Gestaltung des Lebensvollzuges, eine Domäne der Frau war. Nach der traditionellen Geschlechterdifferenzierung, ihrer Arbeitsteilung und Zuständigkeit fiel dem Mann eher das Herstellen, der Frau eher die Gestaltung des Lebensvollzuges, dem Mann also die Poiesis, der Frau die Praxis zu. In der Tat hatten die Frauen in der Gestaltung des Alltags, der Mahlzeiten, Feste, des Hauses eine hohe Kultur entwickelt. Heute ist zu beklagen, daß diese Kultur durch die Auswanderung der Frauen aus dem reproduktiven Bereich immer mehr im Schwinden begriffen ist. Unter dem Gesichtspunkt des Daseins bedeutet das nun, daß die Verrichtungen des Alltagslebens unter dem Gesichtspunkt der Arbeit und das heißt der Herstellung von etwas gesehen werden und der Alltag noch einmal in Herstellung und Vollzug zerfällt. Dabei bleibt für den Lebensvollzug allenfalls noch der nackte Konsum. Eine Mahlzeit etwa zerfällt in die Herstellung der Mahlzeit und das Essen. Dabei wird die Herstellung so zeitsparend, maschinell und effizient angelegt, wie sich von selbst versteht, wenn das einzige, das zählt, ist, was dabei herauskommt. Wenn dann wenigstens das Essen seine Zeit und seine Form hätte! Aber auch dies wird als ein notwendiges Übel erledigt, um Zeit zu sparen für anderes, das dann auch nicht Lebensvollzug, sondern Arbeit ist. Nun könnte man denken, das wäre vielleicht mit Festen anders. Aber einerseits sind die häuslichen Feste ohnehin im Schwinden. Gäste einladen wird als notwendiges Übel angesehen, mit dem man gewissen Verpflichtungen nachkommt. Das Entscheidende ist aber auch hier die Trennung von Vorbereitung und Vollzug. Auch die Vorbereitung eines Festes könnte etwas Festliches sein, und man verdirbt sich schon die Hälfte des Genusses, wenn man sie als bloße Vorbereitung sieht. Man erwartet dann alles vom Vollzug des Festes, der dann aber gerade für den Gastgeber entleert ist, wenn alles, was er zum Gelingen des Festes beiträgt, nicht als Vollzug gesehen wird. Der Gastgeber oder die Gastgeberin werden so zu ihren eigenen

Dienern. und das Gelingen eines Festes besteht dann darin, daß alles gut geklappt hat.

Nichts liegt mir ferner als das Wesen der Frauen in Haushaltstätigkeit zu sehen. Es fällt den Männern als Newcomern in diesem Bereich heute leichter, alles was zum reproduktiven Sektor gehört, Mahlzeiten, Feste, Kinderbetreuung, Pflege und Gestaltung des Hauses, quasi zu zelebrieren, während Frauen in einer Ideologie leben, nach der das alles für sie eine beleidigende Zumutung, ein notwendiges Übel, eine bloße Dienstleistung ist, jenseits deren das eigentliche Leben anfängt. Sie bezahlen das mit dem Verlust alltäglicher Lebensfreude.

Für das Schwinden des Daseins im Alltag ist man nicht individuell verantwortlich, es ist vielmehr eine Folge unserer Lebensbedingungen in der technischen Zivilisation. Will man hier gegensteuern, so man bewußt Alltagsriten aufbauen. Damit ist kein religiöser Sinn verbunden, und es wird auch keine Verallgemeinerungsfähigkeit verlangt. Alltagsriten können durchaus privat sein oder Familiensitte. Riten bestehen vor allem darin, daß Verrichtungen eine Form haben und eine Zeitgestalt. Beispiele dafür sind die traditionellen Formen von Kindergeburtstagen oder der Weihnachtsbescherung, wie sie in vielen Familien verbreitet waren. Der Ritus erlaubt es, sich in dem Geschehen selbst aufzuhalten und jedem einzelnen Vollzug sein Gewicht und sein Recht zu geben. Dadurch werden die einzelnen Verrichtungen nicht im Vorgriff auf das Resultat zu bloßen *Erledigungen* vernichtet und Zeiten, insbesondere Wartezeiten nicht auf den Ziel Termin hin einfach übersprungen.

Ritualisierung des Alltags ist ein Luxus, und die zeremonielle Ausführung von Verrichtungen widerspricht ihrer effizienten Gestaltung. Darüber sollte man sich nicht täuschen, und man sollte sich dessen bewußt sein, daß die Kunst, da zu sein, ein Stück Widerstandsbereitschaft gegen Zeitgeist und Leistungsdruck erfordert. Aber selbst unter funktionalen Gesichtspunkten dürfte einiges für Ritus und zeremonielle Verrichtung sprechen. In jedem Fall brauchen Kinder geradezu eine solche Gestaltung des Alltags, um zu gedeihen. Sie gibt ihnen gewissermaßen einen Halt und entlastet sie von der rationalen Beurteilung ihrer Bedürfnisse — wann muß ich etwas essen, wie lange schlafen? -, die sie noch nicht leisten können. Und auch für Arbeitsvollzüge, insbesondere solche, die Kreativität verlangen, ist ein ritueller Rahmen häufig günstig. Wo das Entscheidende nicht von Anspannung und Willen abhängt, erlaubt der rituelle Vollzug der Arbeit die notwendige Gelassenheit und Einstimmung.

Damit komme ich zum Spiel. Das Spiel ist ein ritueller Vollzug, ohne Produkt, ohne rationalen Sinn, ohne alltagspraktische Funktion. Natürlich kann das Spielen selbst wieder betrieben werden im Sinne von Leistung und Leistungsvergleich, und die Spielergebnisse können mit gesellschaftlichen Prämien versehen werden. An solche Art

Spiele sollte man nicht denken und von ihrer gesellschaftlichen Funktionalisierung absehen, wenn ich behaupte, daß Spiele gute Übungen sind, das Dasein zu spüren. Schiller hat in seinen *Briefen zur ästhetischen Erziehung* des Menschen den spielerischen Lebensvollzug als den eigentlich menschlichen bezeichnet, als das Reich der Freiheit. Es beginnt dort, wie er meint, wo man eine Sache um ihrer selbst willen tut und das eigene Handeln und sich selbst nicht zum Mittel degradiert. Damit hat er allerdings nur auf andere Weise beschrieben, was die Griechen als Praxis bezeichneten. Die Praxis, der menschliche Lebensvollzug um seiner selbst willen, erhält allerdings den Nimbus des Spielerischen erst, wo das ganze Leben zweckrational durchorganisiert ist und etwas um seiner selbst willen zu tun in den Geruch des Unernststen kommt. Genau das ist natürlich schon eine verquere Auffassung, und deshalb empfehle ich das Spielen auch nicht als Lebensform, sondern wirklich als Übung, um die Fähigkeit, einen Lebensvollzug einfach um seiner selbst willen zu tun, zurückzugewinnen und den Geschmack am bloßen Vollzug zu kultivieren. Es ist auch hier wieder bemerkenswert, daß Männer eher spielen als Frauen. Man redet gerne vom Kind, das im Manne lebendig geblieben sei. Für diesen Unterschied mag es Gründe geben, jedenfalls ist es heute verständlich, daß gerade die fortgeschrittenen Frauen auch noch die Freizeit zur Bildung und Fortbildung nutzen. Aber bekanntlich gehörte es ja bereits zum traditionellen Frauenbild, daß Frauen auch noch den Feierabend durch Spinnen, Stricken und Stopfen sinnvoll verbringen. Diese durchschnittliche Einschätzung mag eine Warnung sein und einen davor bewahren, Spielen einfach als verlorene Zeit anzusehen. Praxis ist ernst, denn es geht darum, gut Mensch zu sein, und dazu gehört das Spielerische, und im Spiel wird die Fähigkeit erworben, in einem Lebensvollzug als solchem ganz da zu sein. Ritus und Spiel sind Formen, das Bewußtsein im Dasein zu halten und jenes schreckliche Ausgleiten des Gegenwärtigen in Vergangenheit und Zukunft aufzuhalten, durch das wir die Unmittelbarkeit der Gegenwart verlieren.

Ihr seht, daß Unmittelbarkeit nichts Gegebenes ist, sondern indirekt durch Vorsicht und Kunst wieder erreicht werden muß. Wenn Leben ein Vollzug ist, so geht es, soll man das Leben lustvoll spüren können, zunächst darum, es nicht in Arbeit und Erfolg zu zerreißen und durch kulturelle Formen ein Verweilen im Vollzug zu ermöglichen. Das menschliche Leben ist ein Vollzug, ein Werden und Vergehen. Es gibt Menschen, die das bedauern und meinen, sich in irgend etwas Bleibendes oder Jenseitiges flüchten zu müssen. In der vagen Hoffnung auf Unsterblichkeit entgeht ihnen, daß sie nicht einmal jenes Stückchen Leben, das ihnen zuteil wurde, wirklich spüren. Blickt man in die Jahrhunderte und Jahrtausende, dann wird klar, welch ein unglaubliches Privileg und festliches Ereignis es ist, daß wir jetzt da sind. So ephemere das menschliche Dasein ist, so beglückend der Tag, der unser ist.

Die Menschen, die uns begegnen, sind unter dieser Perspektive allein schon deshalb so unendlich wert und ausgezeichnet, weil sie jetzt mit uns zusammen da sind.

Mit wachsendem Alter lernt man die Zeitgenossenschaft schätzen. Man erfährt, daß die anderen Menschen nicht ein unendliches Reservoir von Möglichkeiten sind, sondern daß sich allmählich wenige relevante herausstellen, mit denen man zusammen da gewesen sein wird. Nach Eigenschaften und Fähigkeiten mag jeder Mensch austauschbar sein, doch man wird erkennen, daß es sich biographisch doch um diesen da oder diese da, diese Lehrerin, jene Schwester, jenen Freund gehandelt haben wird. Man pflege deshalb die individuelle Zeitgenossenschaft, sei aufmerksam, sorgsam und treu, denn daß man dieses eine ephemere Leben hat, bedeutet eben auch, daß man diese endliche Zahl von bestimmten Menschen trifft.

Das führt mich schließlich zum Thema der leiblichen Anwesenheit. Wir alle wissen irgendwie, was es bedeutet, daß der andere leiblich anwesend ist, aber wir wissen weder zu sagen, worin es besteht, noch welche Kompetenzen wir ausbilden müßten, um diese Anwesenheit auch wirklich zu spüren und unser gemeinsames Dasein bewußt zu leben. Klar ist nur, daß die Lebensverhältnisse in der technischen Zivilisation zu einer fortschreitenden Entwertung leiblicher Anwesenheit führen. Die tendenzielle Abschaffung körperlicher Arbeit einerseits und die Telekommunikation andererseits bedeuten, daß man fast alle gesellschaftlichen Vollzüge - von der Arbeit über Einkauf, Kommunikation, rechtliche und ökonomische bis hin zu politischen Handlungen - ohne leibliche Anwesenheit vollziehen kann. Wenn das jetzt noch nicht volle Realität ist, so wird es jedenfalls in unserer Lebenszeit dazu kommen. Das bedeutet offenbar nicht, daß man auf leibliche Anwesenheit verzichtet - im Gegenteil ist ja das Reisebedürfnis mit den Möglichkeiten von Telekommunikation gewachsen. Aber es bedeutet, daß wir uns bezüglich der leiblichen Anwesenheit in einer Verlegenheit befinden, daß wir nicht recht wissen, was wir damit anfangen sollen, weil sie eigentlich überflüssig ist. Soll aus der Funktionslosigkeit leiblicher Anwesenheit eine neue Wertschätzung erwachsen, so müssen dafür Formen entwickelt werden und ein ausdrückliches Verständnis dessen, worauf es dabei ankommt. Man sollte also die Funktionslosigkeit leiblicher Anwesenheit als Chance begreifen, die man jedoch nur nutzen kann, um selbst wirklich da zu sein, wenn man dazu Kompetenzen entwickelt. Leibliche Anwesenheit muß unter gegenwärtigen Bedingungen zelebriert werden.

Über mögliche Formen habe ich, als ich über das Teil-sein-Können sprach, schon einiges gesagt, ebenso in diesem Brief unter den Stichworten Spiel und Ritus. Das Spüren der leiblichen Anwesenheit des anderen und dessen, daß man zugleich mit dem anderen da ist, verlangt zuallererst, sich der Atmosphäre zu öffnen, die der andere verbreitet, und das Aufnehmen der Bewegungssuggestionen, die von ihm ausgehen. Das bedeutet sicher, sich den Stimmungen zu Öffnen, die vom anderen ausgehen, etwa ihn in seiner Leichtigkeit oder Schwere zu spüren. Das Aufnehmen der Bewegungssuggestionen heißt schon, daß man bewußt in räumliche Konstellationen mit

dem anderen eintritt. Leibliche Anwesenheit zu spüren heißt eben auch, selbst in diese leibliche Anwesenheit einzutreten, d. h. sich selbst leiblich in Konstellation zum anderen zu spüren. Der Tanz ein ideales Feld ist, um die entsprechenden Kompetenzen zu erwerben. Sie spielen aber bei jeder gemeinsamen Anwesenheit in einem Raum, ebenso bei gemeinsamem Gehen, Wandern eine Rolle oder sollten es jedenfalls. Wirklich da zu sein heißt allerdings ein Gespür dafür haben, was es heißt, gemeinsam um einen Tisch zu sitzen, in einer bestimmten Konstellation am Strand zu liegen oder auch in Arbeits- oder Lehrverhältnissen räumlich zu den anderen eine *Position* einzunehmen. Man mag fragen, was soll das, ist das wichtig? Kommt es nicht letztlich auf die gesellschaftliche Position an, die man innehat, und die kommunikative Konstellation, in der man sich zu den anderen befindet? Ich will letzteres nicht leugnen, nur wie die Verhältnisse einmal sind, drängt sich die Bedeutung von gesellschaftlichen Verhältnissen von selbst auf, und ich bin besorgt, daß Menschen darüber jenes ephemere Dasein verlieren, das das menschliche Leben im letzten ist. »Dieses ist unser, uns so zu berühren, stärker greifen die Götter uns an«, sagt Rilke in den *Duineser Elegien*. Er hat damit in unvergleichlicher Weise zum Ausdruck gebracht, daß das leibliche Zusammensein, die Möglichkeit, sich zu berühren, das heißt, im Gegensatz zur Existenz der Götter, gerade das hinfallige Dasein, den Adel menschlicher Existenz ausmacht. Die leibliche Anwesenheit zu spüren findet in der Möglichkeit, sich zu berühren, in Zärtlichkeit ihre eigentliche Erfüllung. Die leibliche Liebe erweist sich damit als die gesteigerte Erfahrung gemeinsamer leiblicher Anwesenheit, als deren festlicher Vollzug.

Damit komme ich am Ende noch einmal auf das Thema der Erotik und der ehelichen Liebe. Erotik ist eine kulturelle Form, Natur zu sein. Als leibliche Liebe ist die Erotik Spiel der Annäherung und erfüllt sich in der Vereinigung. In der Erotik ist deshalb der Vollzug der leiblichen Liebe nur ihr Ziel und im gewissen Sinne ihr Ende. Erotik, wenn sie überhaupt auf Dauer gestellt werden kann, bedarf deshalb immer wieder der periodischen Distanzierung, um nicht zu sagen der Entfremdung. In der Ehe spielt die leibliche Liebe eine andere Rolle. Eheliche Liebe ist Liebe in der Nähe, es wäre sinnlos, sie mit der Erwartung dramatischer Annäherung und ekstatischer Vereinigung zu befrachten. Leibliche Liebe ist deshalb in der Ehe etwas anderes. Sie ist nur eine Steigerung dessen, was ohnehin geschieht: Produktion einer gemeinsamen Atmosphäre, Zusammenleben, Dasein in gemeinsamer Anwesenheit. Sie ist das Zelebrieren der Freude daran, daß es den anderen gibt und daß man mit ihm zusammen da ist.

Fest, Spiel, leibliche Liebe: Da-sein. - all das macht sich nicht von selbst, sondern es bedarf einer besonderen Aufmerksamkeit, des Sich-Einübens und der Zeit, obgleich es doch ganz einfach ist. Aber nichts mehr ist einfach, und ich Sorge, daß Menschen das Heitere des Lebens versäumen könnten.